



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 14 July 7, 1955

Köln: Bund-Verlag, July 7, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



Restauration

Dem Drama des Nachkriegs wurde ein anderer Akt zugefügt, den sie Restauration nennen. Ich denke darüber nach und verstehe,

daß sie den Rettungsring suchen, der sie aus den Meeren des Zweifels

fischt, um angesiedelt zu werden neben erloschenen Kathedralen, Kratern von vergessenen Schlachtfeldern, um Schafe flüchtiger Erbauung zu weiden und Kohl von vorgestern anzubauen zwischen den Fernsehtruhen ihrer Langeweile und den Multimixen, die schlechte Gewissen zerhacken,

daß sie eine Welt von vorgestern wiedererrichten wollen, von der ihre geopferten Söhne sagten, sie sei unaufrichtig, daß sie zwischen den Hochhäusern ihrer Eitelkeit und den Nissenhütten ihrer Nonchalance am Autosuper den Börsenkurs eines Superwunders notieren lernen,

daß sie nachts, wenn die Mondrosette über den Städten blüht, sich niederlegen auf der Schlaraffia des flüchtigen Erfolgs.

Ihre Tage sind wie ihre Köpfe — leer und ohne Zukunft, der Droge des Kinos ergeben, dem Rauch des aufgezümmten Fin de siècle und dem Raubmord auf der Titelseite des Boulevardblattes. Ihre Gefühle, erschläft vom Ohnegefühlgeldverdienen, suchen Aufmunterung beim Jugendstil, dessen Kommoden sie — noch etwas schüchtern, aber auch das wird sich schon geben — antiquarisch einhandeln,

nicht die Zeit verleugneter Mittäterschaft, nicht den Kometenschweif der Flüchtlinge, nicht die Augen des Tages.

Wolfgang Paul

Foto: Christa Peters



Mit Einschränkungen

Zu dem Artikel „Jugend auf Barhockern“ (Nr. 11/55) kann ich, wenn auch mit Einschränkungen, ja sagen, Ich finde es sehr schön, wenn junge Menschen, zu denen ich mich mit meinen 36 Jahren durchaus zähle, sich in Milchbars anstatt in Kneipen treffen, um ihre Probleme zu diskutieren. Der junge Mensch, der in Ihrem Artikel vom großen Erlebnis der „gestrigen Menschen“ (wahrscheinlich meint er die Älteren) spricht, hat vielleicht recht, wenn er annimmt, daß der Krieg die meisten Menschen zum erstenmal ins Ausland gebracht hat. Er stellt dagegen die Jungen, die dieses Erlebnis schon längst per Motorrad usw. hatten. Hat sich der Junge aber schon mal überlegt, daß es doch in den meisten Fällen die Gestrigen (Älteren) sind, die es ihm ermöglicht haben, nach Rom, Neapel, Paris zu fahren? Denn was würde er sagen, wenn nicht die Älteren den Urlaub erkämpft und bessere Bezahlung, besonders auch für Lehrlinge, durch ihre Opfer (Streiks) erreicht hätten? Wovon würde er sich für seine Fahrten ein Motorrad kaufen, wenn er heute anstatt 50 bis 75 DM im Monat 4 DM hätte? Würde er ohne Urlaub nach Paris fahren? Wahrscheinlich nicht. Es wäre also gar nicht falsch, wenn der Junge die Älteren mal von dieser Seite sehen würde.

Gerhard Klammt, Ulm/Donau

Von Wohnen keine Rede

Bei eurer Bildreportage „Horst — ein Schildknapper der Technik“ (Nr. 13/55) erschienen schon die Namen der Beteiligten recht bezeichnend. Da sind Horst, der Titel, held, dann Helga, die „Motorradbraut“ und schließlich Tante Eulalia, die von „damals“. Somit sind die Fronten klar: hier Horst und Helga, die Modernen und Fortschrittlichen, dort Eulalia, die Altmodische, Unzeitgemäße. Mir scheint jedoch, daß die Tante Brigitte oder Ingrid auch ihr blondes oder brünettes Haupt schützen würde, wenn sie ihren Neffen in seiner Bude sitzen sieht. — Niemand wird gegen das Motorradfahren sein. Aber es wird gefährlich für einen jungen Menschen, wenn er weder den Blick noch den Sinn für das Wesentliche besitzt, Horst hat beides nicht. Liebt Helga ihren Horst, so wird sie hoffentlich versuchen, ihm klarzumachen, daß sie nicht ein ganzes Leben so mit ihm hausen will. Von Wohnen kann keine Rede sein. Ob ein Bett, ein Stuhl und vielleicht (im Bilde nicht sichtbar) ein Schrank einem Menschen ein „Heim“ geben können, mag ernstlich bezweifelt werden. Für ein Familienleben genügt dies alles nicht.

Dem Horst deiner Reportage fehlt etwas Entscheidendes für sein Leben: das Gefühl für das gesunde Mittelmaß. In diesen Buden wächst keine gute Jugend heran. „Ja“ zum Motorrad, aber „nein“ zu: nur Motorrad oder in erster Linie Motorrad. Walter Beienburg, Köln

Horst kann nicht wählen

Dem Satz „Horst hat ein Recht, zu wählen“ (zwischen Wohnkultur oder Maschine) möchte ich gleich widersprechen. Horst kann gar nicht wählen. Das haben andere bereits für ihn getan. Er wird durch seine Umwelt, durch die Reklame und seine Kollegen schon so einseitig beeinflusst, daß ihm ja gar nichts anderes als das Motorrad übrigbleibt. Meine Meinung ist, daß die Jugend in diesem Alter mehr Geld zu ihrer Verfügung hat, als es früher der Fall war, nicht aber die nötige Reife hat, um dieses Geld auch zu ihrem eigenen guten Nutzen anlegen zu können. Bei allem Verständnis für den Fortschritt der Technik, der sich nicht aufhalten läßt, ist es von den Motorradfabriken eine verantwortungslose Geschäftemacherei, Maschinen mit immer höheren Leistungen auf den Markt zu bringen, ohne daß die nötigen Voraussetzungen verkehrstechnischer Natur gegeben sind. Ich halte jeden Jugendlichen unter 21 Jahren für vollkommen unbefugt, ein Motorrad zu fahren.

Helga Scholz, Augsburg 10

Knallkopp und Stuckmann

Da hat unser Freund Heinz Stuckmann von den Wehrdienstverweigerern einen netten Artikel geschrieben: „Die Kommißköpfe haben (ausnahmsweise) recht“ (Nr. 13/55). Ich darf mich für den schönen Morgen bedanken, den mir der Heinz Stuckmann geschenkt hat. Und schließlich für seine lieben Bemerkungen über die Broschüre „Nie wieder Kommiß“, die ich, der Willi Weiskirch, für Rekruten und solche, die es werden wollen, geschrieben habe. Wenn ich überhaupt noch etwas zu entgegnen habe, dann aus zwei Gründen. Der erste: Man läßt sich nun mal nicht gern in aller Öffentlichkeit loben, ohne — bescheiden, wie man ist — mit verschämtem rotem Kopf widersprochen zu haben. Der zweite: Der schöne Artikel wäre noch viel schöner gewesen, wenn der Heinz Stuckmann die letzten sieben Zeilen in seinem Kugelschreiber gelassen hätte; denn diese letzten sieben Zeilen stimmen nicht. Zwar wird der General Knallkopp ausgerechnet diesen Teil des Artikels für den besten halten. Aber so gezielt die Schüsse des Heinz Stuckmann auch sind: Sie gehen messerscharf

am Ziel vorbei; denn er vergißt den Grund zu nennen, weshalb wir Deutschen uns wieder Waffen zulegen müssen. Und dieser Grund — die Verteidigung unserer Freiheit nämlich — gibt meinen Freunden und mir und nicht dem General Knallkopp und auch nicht dem Heinz Stuckmann recht. Die Verteidigung der Freiheit bedarf gewiß gut ausgebildeter und entschlossener Soldaten. Sie bedarf jedoch zuerst und zuletzt freier Soldaten, freier Männer, denen eben nicht das Denken abgewöhnt werden darf. Die Freiheit — und das habe ich in meiner Broschüre zu begründen versucht — wird weder von Robotern noch von marodierenden Söldnern, sondern nur von Menschen verteidigt.

Willi Weiskirch, Düsseldorf

Mit »Aufwärts« geht es abwärts

In Nr. 12/55 beschäftigt sich Albert Graff mit der Entschleißung, die der Deutschlandtag der Jungen Union in Augsburg zur Kriegsdienstverweigerung gelaßt hat. Diese Auseinandersetzung, welche die verblüffende Behauptung „Du hast kein Gewissen“ als Überschrift trägt, zeichnet sich durch ein erstaunlich hohes Maß an Verzerrung und Verstümmelung dessen aus, was in Augsburg beschlossen worden ist. Vor allem werden folgende Umstände verschwiegen:

1. Die Junge Union stellt sich ausdrücklich auf den Boden des Art. 4 Abs. 3 Grundgesetz und befürwortet die Achtung der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Sie will dieses Recht sogar ausgedehnt wissen auf die Wehrdienstverweigerung in Friedenszeiten.

2. Worum es der JU geht, das ist die klare Begriffsbestimmung der Gewissensgründe, die allein vom Grundgesetz als Verweigerungstatbestand anerkannt werden, und ihre scharfe Trennung von den übrigen Gründen. Nirgendwo steht in der angegriffenen Entschleißung, daß nur das christliche Gewissen zu schützen sei. Im Gegenteil, es heißt sogar ausdrücklich unter Ziff. 8 a): „Daneben erkennen wir auch unter den gleichen Voraussetzungen eine zwar nicht christliche, aber doch allgemeine religiös-weltanschauliche Überzeugung an.“ Nun reißt sich A. Graff am „Religiösen“. Merkt er denn nicht, daß hier nur der Gegensatz zur politischen Überzeugung hervorgehoben werden soll, die für sich genommen noch keinen Gewissensgrund bedeutet. Außerdem ist ein Gewissen ohne ein bestimmtes religiöses Gefühl überhaupt nicht denkbar.

3. Daß die Junge Union diejenigen Menschen nicht als „gewissenlos“ betrachtet, die sich nicht zu einer der Weltreligionen bekennen, geht überdies klar aus Ziffer 7 ihrer Entschleißung hervor. Hierin werden nämlich die Gründe aufgezählt, die nicht als aus dem Gewissen kommend betrachtet werden. Es heißt dort: „Dagegen lehnen wir eine Kriegsdienstverweigerung aus politisch-taktischen, wirtschaftlichen und allen anderen als gewissenmäßigen Gründen scharf ab. Politische Zweckmäßigkeit, wirtschaftliche Überlegungen oder gar Bequemlichkeit und Feigheit sind weder von der natürlichen Aufgabe des Staates her noch auf Grund des Wortlautes des Grundgesetzes als Verweigerungsgrund zu schützen.“

4. Und nun zur Frage des für A. Graff Ärgernis erregenden Ersatzdienstes. Es wird selbstsicher vorgetragen, wer für sich ein Grundrecht in Anspruch nehme, brauche dafür keinen Preis zu zahlen. Abgesehen von dem wenig sozialen Standpunkt, daß man dann stets den Preis für die Erhaltung und Sicherung der Grundrechte allein die Wehrwilligen begleichen ließe und sich also auf deren Kosten grundrechtlich bereicherte, übersieht dieses Argument zwei entscheidende Umstände. Zunächst sei nochmals hervorgehoben, daß das Grundgesetz die Wehrdienstverweigerung im Frieden überhaupt nicht zum Grundrecht erklärt hat. Zum anderen ist den Aufwärts-Lesern eine interessante Bestimmung des Grundgesetzes zu meinem größten Schmerz vorenthalten worden. In Art. 3 Abs. 3 heißt es nämlich: „Niemand darf wegen seines ... Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauung benachteiligt oder bevorzugt werden.“ Da es aber für die Pazifisten eine offensichtliche Bevorzugung wäre, wenn man sie spazieren gehen ließe, während die übrigen zur Sicherung der Freiheit des gesamten Volkes Opfer bringen müßten, muß ein Ausgleich geschaffen werden.

Zusammenfassend ergibt sich, daß die Entschleißung der JU zur Frage der Kriegsdienstverweigerung von Toleranz, sachlichen Beweggründen und echtem Streben nach einer gerechten Lösung getragen ist. Daß manche anderer Meinung sein mögen, wird von uns nicht als unerträglich empfunden. Wir sind zu einer sachlichen Diskussion immer bereit, ja, hinsichtlich der Wehrverfassung erscheint es uns geradezu eine staatspolitische Notwendigkeit zu sein, auf möglichst breiter Grundlage zu einer Einigung zu kommen.

Was sollen die Entgleisungen A. Graffs Ersprießliches hervorbringen, die zur spukhaften Beschreibung von „mittelalterlichen Köpfen“, „Ketzer“ und „Scheiterhaufen“ führten? Mit diesen Geistesvisionen soll offenbar den Aufwärts-Lesern die Gefährdung der demokratischen Freiheiten vom Christentum her vorgaukelt werden. Warum wird demgegenüber die massive Knebelung der elementarsten Menschenrechte im Machtbereich der Sowjets mit keinem einzigen Wort erwähnt?

gez. Dr. Bert Even, stellv. Bundesvors. der JU

Notwendiger Anschauungsunterricht

Von Hans Dohrenbusch

War schon die große Zivilverteidigungsübung in den USA, die der amerikanischen Bevölkerung zeigte, daß ihr Land nicht mehr unangreifbar ist, ein Beispiel dafür, daß die überkommenen Vorstellungen vom Krieg im Zeitalter des Atoms überholt sind, so zeigten die NATO-Atommanöver in Westdeutschland, daß mehrere hundert abgeworfene Atombomben genügen, um in Westdeutschland alles Leben zu vernichten. Theoretisch — zum Glück —, aber die Wirklichkeit würde so aussehen, denn die radioaktiven Wolken, die durch die Explosionen entstehen, würden mehr als 170 Röntgeneinheiten auf den menschlichen Körper schleudern und ihn vernichten.

Mit einem Schlage ist der Schleier zerrissen, den man der westdeutschen Bevölkerung vor die Augen band, indem man sich ängstlich davor hütete, die Wirkung der Atomwaffen in das öffentliche Bewußtsein kommen zu lassen.

Die Wirklichkeit steht in ihrem gespenstischen Aussehen vor uns. Es hat nichts genutzt, zu verhindern, daß Atomforscher zur deutschen Bevölkerung sprachen, nichts genutzt, daß man die Auswirkungen des Atomkrieges weitgehend verschwieg. Die Wirklichkeit spricht ihre furchtbare, ehrene Sprache. Vorbei ist die Vorstellung des Soldaten früherer Zeiten, daß er die Heimat schützt, indem er den Soldatenrock anzieht. Nichts ist mehr geschützt, nicht Weib, nicht Kind, nicht Hof und Haus. In wenigen Stunden ist die Heimat, wenn der Atomkrieg beginnt, eine Atomwüste. Und nicht nur bei uns, sondern auch anderswo; um es noch einmal zu erwähnen: Eisenhower sagte nach der Zivilverteidigungsübung in den USA, daß seine Regierung durch den „Angriff“ vor Komplikationen gestellt sei, deren Ausmaß er nie für möglich gehalten hätte. In Rußland wäre es nicht anders, könnte nichts anderes gesagt werden, wenn dort eine ebenso große Zivilverteidigungsübung stattfände. Es bleibt nur eine Alternative: Wahnsinn des Atomkrieges oder Beginn einer umfassenden Weltabrüstung, die, auf die Dauer gesehen, in der Erfüllung der Forderung enden kann, die Kant in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ aufstellte: Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz verschwinden. Zwar würde nicht, wie der große Weise von Königsberg erwartete, dies aus moralischen Gründen geschehen, sondern — was er angesichts der heutigen technischen Entwicklung nicht voraussehen konnte — die allgemeine Angst vor der völligen Vernichtung des Lebens auf der Erde den Zustand eines ewigen Friedens herbeiführen.

Wie sieht es bei uns aus? Geschrei nach Aufrüstung im Osten und Westen Deutschlands. Längst veraltete militärische Phrasen werden

Jenseits des Nebels

Aus einem Artikel von Paul Sethe in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Für die alliierten Generalstäbe, so ist hier mehr als einmal festgestellt worden, sind weniger die zwölf deutschen Divisionen als die Flughäfen und vor allem die Radarstationen in Westdeutschland wichtig. Das bedeutet nichts anderes, als daß unser Schicksal, auch das brennendste unserer Probleme, das der Wiedervereinigung, abhängig gemacht wird von den Überlegungen der alliierten Stäbe. Wer wollte sie deshalb anklagen? Sie tun nichts als ihre Pflicht, die darin besteht, die günstigsten militärischen Voraussetzungen für ihre Strategie festzustellen. Wenn die Männer im Pentagon auf den Globus blicken, dieses mächtige Feld ihrer Betrachtungen und Pläne, wenn sie dabei den schmalen Streifen betrachten, der vom Gebiet der Bundesrepublik eingenommen wird — was sollten sie anders tun, als in diesem Gebiet einen Gegenstand kaltblütiger Überlegung zu erblicken. Täten sie es nicht, sie wären für ihren Posten nicht geeignet. Wenn aber dann doch in einigen Jahren die alliierten Stäbe zu der Überzeugung kommen sollten, daß sie den westdeutschen Raum nicht mehr brauchten, so könnten sie sich überlegen, ihn freizugeben. Vorher wird dies nicht geschehen. Während also unsere wackeren Achtundvierziger in Bonn und sonstwo mit lobenswerter Eifer danach trachten, die künftige deutsche Generalität der Zivilgewalt zu unterstellen, währenddessen übt die alliierte Atomstrategie bereits einen Einfluß auf unser politisches Geschick aus, wie es sich der königlich-preussische Generalstab niemals zugetraut hätte. Man friert, wenn man die westdeutsche Begeisterung für die wiedergewonnene Souveränität auf sich wirken läßt. Die Tatsachen haben ein anderes, ein wahrhaft unbarmherziges Gesicht.

Der „Monde“ hat in der vergangenen Woche die Bundesrepublik ein Protektorat genannt.

aus der Mottenkiste geholt. Wer die Wahrheit über unsere militärische und strategische Lage sagt, wird abgehalftert. So der aus dem Amt Blank entlassene Oberst von Bonin, der nunmehr in einem Vortrag in München die Dinge beim Namen nannte. Deutschland ist Vorfeld des Atomkrieges. Es wird, was die NATO-Atommanöver bewiesen, bei Ausbruch eines Atomkrieges restlos vernichtet werden. Die Frage der Wiedervereinigung Deutschlands ist abhängig von der militärischen Strategie der beiden Atommächte USA und UdSSR. Die zwölf Divisionen, um die heute der Streit in Deutschland geht, haben ihren militärischen Sinn verloren. In einer der mutigsten und angesehensten bürgerlichen Zeitungen Westdeutschlands hat ein Militärstratege in diesen Tagen geschrieben: „Legt man die atomare Wirklichkeit zugrunde, die Carte blanche (so wurden die NATO-Atommanöver genannt) nur andeutet, so müssen wir unsere Form der Bewaffnung, den Zeitpunkt und die Reihenfolge der Wiederbewaffnung sogar als Luxus ansprechen. Wir taumeln völlig unvorbereitet mit Aufrüstungsideen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in das atomare Zeitalter, ohne uns gegen dasselbe schützen zu können.“

Als im Bundestag die Debatte über das Freiwilligengesetz begann, lagen die Ergebnisse der NATO-Atommanöver vor. Ihr Schatten lag über dem Bundestag. Sehr deutlich kamen sie in den Reden der Oppositionsredner zum Ausdruck, ohne aber die Schlußfolgerung zu ziehen, daß jede Aufrüstung Westdeutschlands unsinnig geworden ist. Fast wäre man geneigt zu sagen, daß sich die Debatte nur am Rande bewegte. Gewiß muß angeprangert werden, daß die Wehrvorlage der Regierung nur auf den Wunsch von Adenauer durchgepeitscht werden soll, weil er vor der Genfer Konferenz der vier Großmächte Tatsachen schaffen will.

Und gewiß soll man sich gegen jedes undemokratische Verhalten wehren, wozu man selbst in den Reihen der Koalitionsparteien Helfer fand, denn niemand verteidigte unbedingt die Regierungsvorlage, aber die entscheidenden Worte wurden nicht gesagt. Die Frage, was zwölf deutsche Divisionen für einen Zweck haben angesichts der Ergebnisse der stattgefundenen NATO-Atommanöver, ist aufzuwerfen — und das Volk hat das Recht auf eine bündige Antwort. Militärischen Wert haben die zwölf Divisionen nicht, das ist nunmehr mehr als deutlich geworden. Für die deutsche Wiedervereinigung erweisen sie sich als ein Hemmnis. Es bleibt nur noch übrig, daß sie da sein sollen, um eine Restauration in Westdeutschland noch weiterzutreiben und eine friedliche und demokratische Entwicklung weitgehend zu verhindern.

Das ist die Sprache der harten Wirklichkeit, die in unserem Lande so unbeliebt ist, die zu sprechen aber bei uns auch niemand vermag. Gewöhnt an das hallende Pathos des Nationalen, des Europäischen, des Christlich-Abendländischen, haben wir längst die schwere Kunst verlernt, die Dinge auch dann furchtlos anzublicken, wenn sie unseren Vorstellungen nicht schmeicheln. Wer ist der Feind? Der uns aus unseren Träumen reißt; er beraubt uns des schönsten Glücks. Jagt ihn! Es ist so beglückend, sich dem Gefühl der Sicherheit anheimzugeben, das uns der mächtige Beschützer gibt. Und mit stolzer Genugtuung zieht sich der Bundesrepublikaner die Binde fester vor die Augen.

Der Oberst von Bonin hat die Lage erschütternd genannt. Er hat das als Soldat gesagt. Hätte er als Politiker gesprochen, er wäre kaum zu einem anderen Urteil gekommen.

Erbschäden

Der amerikanische Nobelpreisträger Herman Muller weist darauf hin, daß die amerikanischen und sowjetischen Atomversuche innerhalb der letzten vier Jahre in vermutlich 80 000 Fällen zu schädlichen Mutationen (Veränderungen) in den menschlichen Genen (Träger der Erbanlagen in den Keimzellen) geführt haben. Muller ist Professor für Zoologie an der Universität Indiana und hat im Jahre 1940 den Nobelpreis erhalten. In einer atomwissenschaftlichen Zeitschrift führte er weiter aus, diese Erbschäden blieben zwar in der Vielzahl kommender Generationen „völlig unsichtbar“, aber „jeder einzelne Fall einer auch noch so verborgenen Schädigung muß als ein bedeutendes Übel gewertet werden, das wir nicht leicht nehmen dürfen“.



Kleiner „Pg“ im großen Strom. Zum zweiten Deutschlandstart des italienischen Films:

Mitgerissen

Des „Teufels Generale“ hatten es gut. Sie brauchten im deutschen Film nicht lange auf ihre Rehabilitierung zu warten. Ihre — politisch bedingte — eilfertige Leinwand-Gloriole wurde dazu noch ein Bombengeschäft. Das Schicksal der kleinen Mitläufer interessierte anscheinend nicht, obwohl das Leben selber aber tausend wirklich spannende, komische und tragische Geschichten darüber schrieb. Der neorealistic italienische Nachkriegsfilm mit seinem Gespür für die Dramatik des Alltags hat sich auch wenigstens eine davon nicht entgehen lassen, und Luigi Zampa — bestens bekannt durch seinen Film „In Frieden leben“ — beschwor darin noch einmal die schwierigen Jahre des kleinen Mannes in sogenannten großen Zeiten. „Schwierige Jahre“ hieß auch der Film, der, als er bereits vor fünf Jahren nach hoher Auszeichnung in Venedig nach Deutschland kam, nur zu rasch, unverdient und unbesehen, hier wieder von der Bildfläche verschwand. Heidekitch und „Seelen-Knaatsch“ waren bessere Kassenreißer.

Ein wenig spät, doch nicht zu spät, wurde jetzt Zampas vielgerühmte Chronik des kleinen faschistischen Mitläufers, mit neuem Zu-„Schnitt“ und neuem Titel versehen, zum zweiten Male in Westdeutschland gestartet. Eine große Anzahl von Wochenschauaufnahmen aus deutschen, alliierten und russischen Archiven wurde zusätzlich eingeblendet, um das menschliche Anliegen des Films allgemeingültiger zu machen. Ging es doch dem kleinen Parteigenossen bei uns kaum anders als jenem kleinen sizilianischen Stadtschreiber Piscitello, dessen Leidensweg im Sog faschistischer Partei- und Staatsräson der Film mit Humor und viel bitterer Ironie erzählt:

Besorgt um seinen Schreiberposten und bedrängt von seinem Vorgesetzten und seiner Familie, wird Herr Piscitello (Umberto Spadero) „Faschist“. Ganz zwangsläufig gerät der verschüchterte kleine Mann allmählich immer mehr in den Parteibetrieb hinein, nimmt er an Schulungskursen und Aufmärschen teil. Aber mehr noch als die verhaßten Stiefel an seinen müden Füßen nach der üblichen „wehrpolitischen Wochenendgestaltung“ brennen dem friedliebenden Piscitello, der den ganzen Wahnsinns-Trug des „Systems“ von Anfang an durchschaut hat, die Scham und Selbstverach-



tung in der Brust. Doch während seine — beruflich weniger abhängigen — antifaschistischen Freunde im verstohlenen Hinterstübchen ihn mit weisen politischen Orakelsprüchen nur noch mehr verwirren und vom schnellen Zusammenbruch der „Achse“ träumen, nehmen die faschistische Gewalt und Willkür in Italien und Deutschland und das Schlachten und Morden auf den weltweiten Kriegsschauplätzen immer schrecklichere Formen an. Piscitellos größte Sorge ist dabei sein Sohn Giovanni, der nach abgeschlossenem Studium sich vergeblich nach friedlicher Arbeit sehnt, statt dessen aber mal in Abessinien, mal in Spanien oder in Rußland Mussolinis, Francos oder Hitlers Gewaltherrschaft blutig zu verteidigen hat. Als dann endlich der unvermeidliche große Zusammenbruch kommt, fliegt

Fortsetzung Seite 8

Im Panoptikum könnten die beiden Diktatoren stehen: in lächerlich-heldischer Pose, aus Wachs gefertigt. Als dieses Foto gemacht wurde, waren sie noch lebendig; nur ist es damals nie veröffentlicht worden. Angesichts dieses Dokuments fragen wir uns heute, wie konnten Millionen Menschen mitgerissen werden von der Politik des „Führers“ und des „Duce“. Einer von ihnen ist auch Herr Piscitello (oben), der hier seine Parteuniform zeigt.

1600 000 mal der schönste Tod

ZWECK Bei den großen NATO-Luftmanövern, die unter dem Stichwort „Carte blanche“ Mitte Juni über Westdeutschland und anderen Teilen Westeuropas durchgeführt wurden, sind insgesamt 335 Atombomben über unserem Gebiet „ausgelöst“ worden. Über 2500 Flugzeuge waren im Einsatz, von denen fünf während der Übungen abstürzten. Operationschef General Barnes meinte nach dem Abschluß der Übung, sie habe gezeigt, daß die NATO-Luftstreitkräfte „einen Atomwaffenangriff ertragen und energisch zurückschlagen“ könnten. Die Operation sei „restlos durchgeführt“ und der „Hauptzweck erreicht“ worden.

— In der Medizinersprache: Operation gelungen — Patient tot!

BUNDESRAT Obwohl auch im Bundesrat, parteipolitisch gesehen, eine Zweidrittelmehrheit für den Kanzler besteht, macht Westdeutschlands zweite Kammer der Bundesregierung laufend neue Schwierigkeiten. Nicht nur, daß sie das Freiwilligengesetz in einer Form ablehnte, die im In- und Ausland größtes Aufsehen erregte; sie hat auch die folgenden Gesetze zur Verwirklichung der Aufrüstung scharf kritisiert und Verlängerung der Beratungstermine verlangt. Zum Personalvertretungsgesetz und zum Gesetz über die Erhöhung der Altbaumieten hat sie den Ver-



mittlungsausschuß zwischen Bundestag und Bundesrat angerufen.

— Es hat den Anschein, als ob sich die Gleichschaltungs-Kunststückchen in Hamburg, Hannover und anderswo nicht bezahlt machten!

LUXUS Nach einer Meldung aus dem Familienministerium hat sich die Deutsche Bundesbahn trotz eingehender Besprechungen nicht bereit erklärt, einen Familientarif einzuführen, wie er in zahlreichen anderen Ländern Europas bereits seit einer Reihe von Jahren besteht. Er sei „von der Tarifgestaltung her nicht zu verantworten“, meinte die Bundesbahn dazu.

— Und Verantwortung wird bei uns von jeher groß geschrieben, und sie ist in diesem Falle um so beliebter, da sie jede weitere Mühe erspart.

UNO Gegründet im Kriegsjahr 1945, um die Politik der Gewalt durch eine auf Recht und Solidarität gegründete Ordnung zu ersetzen, konnten die Vereinten Nationen jetzt ihr zehnjähriges Jubiläum begehen. Wenn das hochgesteckte Ziel auch bei weitem nicht erreicht werden konnte, so ist die UNO doch eine breite Tribüne für diplomatische Kontakte geworden. Sie konnte seit ihrem Bestehen mehrfach gefährliche Konflikte — u. a. die Berliner Blockade und den Israelkrieg — beseitigen und andere auf ihren Ausgangspunkt lokalisieren.

— Und darum sollte man ausgerechnet in Deutschland nicht soviel vom „Scheitern der UNO“ sprechen, sondern sich lieber bemühen, in sie aufgenommen zu werden.

GEOFFERT Der zum Staatsbesuch in die Sowjet-Union gereiste indische Ministerpräsident Nehru hat von der Sowjetregierung die ausdrückliche Zusage der „Nicht-einmischung in die inneren Angelegenheiten“ seines Landes erhalten. Damit hat er praktisch freie Hand zur stärkeren Bekämpfung der indischen Kommunisten erhalten. Schon vor den Parlamentswahlen, die vor kurzem im stark kommunistischen Sündindien stattfanden, war Moskau seinen Genossen in den Rücken gefallen, indem es ausgerechnet am Vorabend dieser Wahlen den Ministerpräsidenten Nehru und seine Friedenspolitik durch das sowjetische KP-Organ „Prawda“ über allen Klee lobte. Indiens KP wird offensichtlich das Opfer der sowjetischen Entspannungspolitik.

— Die Einsicht in Moskaus Notwendigkeiten wird den linientreuen hoffenden Genossen immer schwerer gemacht.

ARMEE Nach der neuesten Aufstellung gibt es im Bundesgebiet insgesamt 4 296 087 anerkannte Kriegsopter. Darunter befinden sich 1 517 304 Kriegsbeschädigte, während der Rest auf versorgungsberechtigte Angehörige — Witwen, Waisen usw. — entfällt.

— Von dieser Armee war in der letzten Wehrdebatte des Bundestages nicht die Rede!

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilh. Dohrenbusch. Verantwortl. Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandene Manuskripte muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg in Köln. Mitteilung auf Grund des § 2, Absatz 2, Satz 1, des Pressegesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen vom 17. November 1949: „Aufwärts“ erscheint im Bund-Verlag GmbH. Das Gesellschaftskapital beträgt 750 000 DM. Inhaber der Stammanteile in gleicher Höhe sind die Gesellschafter Walter Freitag, Albin Karl, Albert Kern, Gerhard Nürnberg, Johann Platte, Georg Reuter und Bernhard Tacke.

Ganz bequem betrachtet aus dem Sesselbus von Heinz Stuckmann

Der Überlandbus gleitet weich und geschmeidig über gute Straßen. Die in den Liegesesseln schauen nach rechts und schauen nach links. Gräben und Granatlöcher dehnen sich endlos, und immer wieder kommen Kreuze: Mal zehntausend beieinander, mal zwanzigttausend, mal fünftausend. Mal sind es die Grabtafeln der Mohammedaner, alle fein säuberlich nach Osten ausgerichtet. Und ab und zu greift der Fremdenführer des Rundfahrtunternehmens zum Mikrophon, denn dafür haben die Leute ihr Rundfahrtbillet gelöst, das Billett „Rund um Verdun!“

„So! Wenn die Herrschaften bitte mal nach rechts sehen wollen: Dort auf dem Hügel waren die deutschen Stellungen. Sie sehen noch deutlich den vordersten Graben, der sich dort im Zickzack die Höhenlinie entlangzieht. Auf dem Hügel links waren die französischen Stellungen. Auch dieser Graben ist noch sehr schön erhalten. Dazwischen sehen Sie das Niemandsland. Es wächst dort — wie Sie sehen — noch immer nichts. Das kommt durch die damals verwendeten Gasgranaten. Die Gasgranaten haben das ganze Gelände verseucht. Früher waren auch die Höhen kahl. Jetzt — seit acht Jahren ungefähr — haben sie wieder eine leichte Grasnarbe. Um die beiden Höhenzüge ist fast fünf Monate lang gekämpft worden. Die Stellungen, die Sie dort sehen, haben insgesamt dreißigmal den Besitzer gewechselt. Zeitweise waren beide Höhenzüge im Besitz der deutschen, zeitweise im Besitz der französischen Truppen. Beide Seiten haben in den Kämpfen hier rund 38 000 Mann Verluste an Toten und Verwundeten gehabt...“

„Die Herrschaften, die gutes Schuhwerk ihr eigen nennen und Interesse haben, können jetzt die Schützengräben besichtigen. Ich bitte höflichst, genau hinter dem Führer zu bleiben. Es liegen noch Minen in dem Gebiet. Ich erkläre ausdrücklich, daß die Rundfahrtgesellschaft keinerlei Haftung übernimmt. Der Omnibus fährt derweil schon ein Stück weiter. Von dem linken Hügel aus erreichen wir auf einem kürzeren Weg wieder die Straße...“

Selbstverständlich können Sie fotografieren! Ansichtskarten gibt es am nächsten Kiosk. Wir halten dort an...“

So! Und nun verstehen Sie auch, warum der Besitz dieser Höhe so wichtig war. Von dieser Höhe haben Sie nicht nur den Überblick über jene strategisch wichtige Höhenkette — ja, dort rechts, bitte. Sie können von hier aus auch die Stadt einsehen, die Stadt, um deren Besitz es ja letztlich ging.

Genau vor uns liegen jetzt die deutschen Stellungen. Ja — Sie müssen schon gute Augen haben. Die Herrschaften, die einen Feldstecher besitzen, werden etwas mehr sehen. Ich sagte ja schon: Feldstecher sind in begrenztem Umfang gegen geringe Leihgebühr noch beim Fahrer zu haben.

Die Deutschen waren sehr geschickt im Anlegen solcher Stellungen. Sie sehen, die sind ganz vorzüglich getarnt. Das sieht man heute noch. Die französische Artillerie hat sie aber trotzdem gefunden. Die Deutschen waren natürlich auch nicht müßig. So wie jetzt hätte ich vor rund 40 Jahren nicht stehen dürfen. Da hätte mich der deutsche Scharfschütze natürlich schon weggeputzt...“

„Im Untergeschoß dieses erhabenen Denkmals liegen die Gebeine von 400 000 unbekanntem deutschen und französischen Soldaten zur letzten Ruhe bestattet. Wenn wir die Ehrenhalle betreten, wollen wir — einem schönen Brauche folgend — eine Minute in stillem Gedenken verweilen und die Soldaten ehren, die — getreu bis in den Tod — ihrem Vaterland gegenüber die Pflicht erfüllten.“

Vom Eingang geradeaus ist dann die Kapelle. Sie können dort auch Kerzen erwerben — gleichfalls ein schöner Brauch. Rechts ist der Stand mit Andenken und Ansichtskarten. Sie können für zwanzig Franken auch den Turm besteigen, von wo Sie einen herrlichen Rundblick haben, der sehr lohnend ist. Vor der Weiterfahrt gibt der Fahrer das Abfahrtsignal — in etwa 15 Minuten. Wie bitte? Nein — Coca-Cola gibt es nur zweihundert Meter weiter links. Wie bitte? Ja — Sie hörten richtig. Vierhunderttausend liegen hier, alles Unbekannte, Deutsche und Franzosen, soviel Menschen, wie ungefähr in Düsseldorf wohnen — vierhunderttausend...“

„Wir stehen hier am sogenannten Bajonettgraben. In diesem Graben war eine fran-

zösische Kompanie zum Angriff angetreten. Da kam von dort drüben — wenn Sie sich bitte einmal umdrehen wollen — eine deutsche Artilleriesalve. Der Graben wurde augenblicklich in seiner ganzen Länge verschüttet. Die Kameraden fanden den Graben so, wie Sie ihn jetzt vor sich sehen: Aus der Erde ragen die Spitzen der Bajonette heraus. Jedes Bajonett bedeutet einen französischen Soldaten, der dort in voller Uniform und Ausrüstung im Graben steht — so wie ihn der Tod überraschte. Dankenswerterweise hat man dieses eindrucksvolle Bild vom großen Völkerringen 1914/1918 so erhalten. Durch eine großzügige amerikanische Spende war es später möglich, dieses Betondach darüber zu bauen...“

„Auf diesem Friedhof, der jetzt vor uns liegt, sind die Soldaten aus sieben Generationen begraben worden. Seit rund hundertsechzig Jahren fehlt kein Glied in der Kette. So liegen hier in eindrucksvoller Weise die Urgroßväter und die Urnenkel beisammen. Die Inschrift auf dem Stein in der Mitte heißt ungefähr in Deutsch: »Es ist schön und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben...«“

„Ich danke Ihnen für ihr freundliches Interesse und darf am Ende unserer Rundfahrt noch mal zusammenfassen: In diesem Gebiet liegen rund 1 600 000 — ich wiederhole — eine Million sechshunderttausend — Gefallene aus vier Kriegen begraben: hauptsächlich Deutsche, Franzosen, Engländer, Kanadier, Neuseeländer, Amerikaner, Marokkaner — aber auch andere Nationen. Sie liegen auf rund 50 Friedhöfen, die in rund 40 Kilometer Umkreis um die Stadt verteilt sind. In diesem Gebiet gibt es mehr tote Soldaten als lebende Menschen...“

Das waren also 1 600 000 Gräber. In einem davon liegt mein Onkel Erwin, der so schöne

Die verhinderten Jugendleiter

Von Ferdinand Ranft

Da wird immer behauptet, es gäbe nicht genügend Jugendleiter und es mangle an Leuten, die bereit wären, als Jugenderzieher tätig zu sein! Genau das Gegenteil ist der Fall! Wenn Sie es nicht glauben wollen, bitte:

Da stand vor kurzem in der Samstag-Ausgabe einer großen süddeutschen Tageszeitung folgendes Inserat: „Für die Verwaltung eines modernen Wohnheimes für Jungarbeiter und Studenten in München (160 Plätze) wird eine geeignete Persönlichkeit gesucht... Kontaktfähigkeit zu jungen Menschen und fundiertes Interesse an einer solchen Aufgabe, Bereitwilligkeit zu Team-Arbeit und Beherrschung einfacher verwaltungsmäßiger Aufgaben sind erwünscht... Alter zwischen 25 und 35 Jahren... Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen werden erbeten unter D 63 809 an die ... Zeitung.“

Es war ein zweispaltiges Inserat, nicht klein, aber auch nicht gerade groß, wenn Sie es genau wissen wollen, es war drei Zentimeter hoch und acht Zentimeter breit. Auf dieses Inserat gingen nicht 30, auch nicht 40 Bewerbungen ein, wie Bekannte von mir tippten, denen ich es vorgelesen hatte, sondern man höre und staune: 163 Bewerbungen. Wenn Sie noch nicht gewußt haben, welche Voraussetzungen erforderlich sind, um als Jugenderzieher tätig zu sein, bitte schön, hier können Sie es lesen:

„Ich bin von Beruf Schneidermeister und arbeite zurzeit in einem guten Fachgeschäft. Ich muß aus Gesundheitsrücksichten — ich verträge die häufig sitzende Lebensweise nicht — meinen Beruf wechseln, deshalb bewerbe ich mich hiermit um diesen Posten...“

Man ist geneigt, das alte Sprichwort etwas abzuändern: „Schneider bleib auf deinem Tisch“, aber sicher hatte dieser Mann die besten Absichten, wie auch ein „Wanderer in Deutschland und Österreich“, der es schließlich zum Luftwanderer oder besser Reklameflieger brachte und den die Betreuung der Jugend schon lange interessierte. Da schrieb auch ein Tapezierer: „Da ich in meiner Soldatenzeit ein ähnliches Heim verwaltet habe (Genesungsheim), glaube ich, auch in Ihrer Angelegenheit zurechtzukommen...“

Papierflieger und Segelschiffe bauen konnte und mit uns zum Schwimmen ging.

Eines Tages hieß es, es sei Krieg, und Onkel Erwin konnte nicht mehr zum Schwimmen gehen, weil er in seiner Fabrik richtige Flugzeuge zu bauen hatte und nun täglich zwei Stunden länger arbeiten mußte. Das war ihm gar nicht recht, denn er ging so gern mit uns an den Rhein. Aber er sagte: „Das ist noch immer besser als draußen...“

Eines Tages kam ein Einschreibebrief für Onkel Erwin. Er zeigte ihn der Tante, und die fing an zu weinen, und Onkel Erwin sagte: „Es nutzt alles nichts. Wenn ich nicht gehe, kommen sie mich holen. Den anderen geht es ja auch nicht besser...“ Dann packte er seine Sachen und fuhr weg.

Eines Tages kam ein freundlicher dicker Herr in brauner Uniform und fragte nach den Kindern, die er gar nicht kannte. Da fing die Tante wieder an zu weinen, und der dicke Herr machte die Sache kurz. Er sagte was von „für Führer und Vaterland“ und dem „Dank der Nation“ und daß Onkel Erwin ein „Held“ sei. Eine französische Kugel habe ihn in den Kopf getroffen. Bei Verdun. Dann ging er wieder. Ich hatte gar nicht gewußt, daß Onkel Erwin mit den Franzosen böse war. Die Tante weinte viele Wochen. Dann hatte sie keine Zeit mehr dazu. Die sechs Kinder wollten ihr Essen wie immer und zerrissen die Hosen wie immer und wollten neue Segelschiffe haben

Das ist die Geschichte von Onkel Erwin, die mir in dem Sesselbus einfiel. Wer sie mit 1 600 000 vervielfältigen kann, kommt der Sache mit dem Sesselbus schon näher. Ob Erwin oder Pierre oder Franklin — es ist ja immer dasselbe. Übrigens: Ich konnte das nicht mit 1 600 000 vervielfältigen. Soweit reicht meine Vorstellungskraft nicht.

Aber eines kann ich mir vorstellen. Daß Onkel Erwins Zweitältester demnächst einen Einschreibebrief bekommt (er ist so in dem Alter), denn sie haben nichts — gar nichts dazugelernt...“

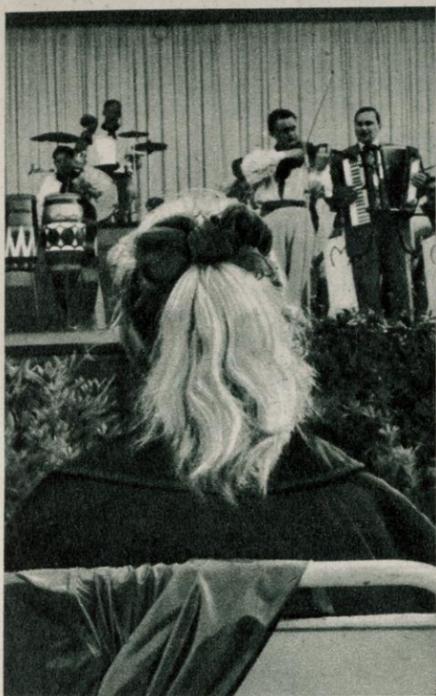
Jaja, am soldatischen Wesen kann die heutige Jugend genesen. Und weil wir gerade beim Militär sind, aus dieser Branche war auch ein ziemlicher Strom von Bewerbungen zu verzeichnen: „... habe früher auf diesem Gebiet der Jugendbetreuung gearbeitet und Reserveoffiziers-Anwärter der ehemaligen Wehrmacht ausgebildet. Erhielt speziell in dieser Richtung stets gute Beurteilungen...“ Das wollen wir dem Herrn gern glauben, wie auch dem, dem der „Umgang mit jungen Menschen sehr vertraut ist“, aus der Zeit, als er noch Sportoffizier war, und der deshalb glaubt, „den Ansprüchen in dieser Hinsicht vollauf zu genügen“.

Und dann kommt die lange Reihe der ehemaligen Polizeioffiziere, der Arbeitsdienstführer, dann ein Kunstglaser, ein Teppichlagerist, ein Kaufmann, ein Drogist, ein Schreiner, Leute mit guter Garderobe, Nichttrinker und Nichtraucher, Herren mit tiefen psychologischen Kenntnissen, ein Operettenspielleiter, der schon einmal 600 Leute kulturell betreute, ein Barmeister aus Französisch-Marokko, der dort „einen ähnlichen Betrieb“ leitete. Weiter geht's mit einem Kenner der Freudschen Theorie, einem Versicherungsinspektor, unzufriedenen Beamten, einem Boten, einem Heizer. Sie werden es nicht für möglich halten, es ist so wie ich sage. Ich habe alle die 163 Bewerbungen gelesen, und jetzt bin ich optimistischer als je zuvor. Mangel an Jugendleitern? Eine Irreführung der Öffentlichkeit! Man setze ein Inserat in die Zeitung, und die vielen unbekanntem, unerkanntem, heimlichen Jugendleiter werden zu Hunderten, einhundertdreißig-sechzigweise, zum Vorschein kommen, und Sie werden staunend erleben, wir sind nicht nur das Volk der Dichter, der Denker, der Flieger und der — ich weiß nicht was noch. Nein, wir sind auf dem besten Wege, auch das Volk der verhinderten Jugendleiter zu werden!

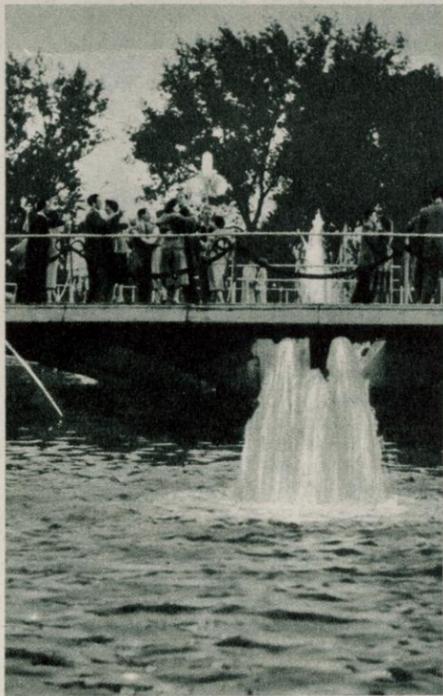
Vielleicht hat zu dieser Welle der Begeisterung auch die Nachricht beigetragen, daß auf einer Konferenz im UNESCO-Institut der Jugend in Gauting am 22. Januar 1955 beschlossen wurde, der Regierung zu empfehlen, den Jugendleitern die gleichen Pensionsrechte wie Beamten zuzuerkennen.

Man sollte es nicht für möglich halten!

AM BRUNNEN VOR DEM TORE



Die Orchester begründeten den Ruhm des Rheinparks in Köln. Immer gastieren hier die bekanntesten Tanzkapellen Europas. Im Juni begeisterten die südamerikanischen Rhythmen Meister Malandos aus Hilversum 125 000 Besucher. Unter ihnen war Christa. Verzückt lauscht sie dem sehnsüchtigen Schluchzen der Geige und dem mitreißenden Takt des Akkordeons. Malando (rechts) spielt seinen Tango.



Die Fontänen und das Brunnenplateau vollenden den Ruhm. Inmitten des Wassers, beleuchtet vom milden Licht unzähliger Lampen, umgeben von alten Bäumen und blühenden Blumen und über sich das Blinken der Sterne, schwingt das Tanzbein, wer jung ist oder sich ein junges Herz bewahrt hat. Nirgendwo in Deutschland, ja auf dem Kontinent gibt es einen schönen Ballsaal. Der „Tanzbrunnen“ ist einmalig.

Heinz Held fotografiert die interessanteste Tanzfläche Deutschlands



Die Strahlen der Scheinwerfer richten sich auf den dunkelhäutigen Orlando. Er lacht, und seine perlweißen Zähne blitzen, wenn er auf den kubanischen Trommeln den Rhythmus schlägt. Orlando ist der Star jedes Abends. Deshalb fliegen ihm die Herzen aller Mädchen zu. Viele wirbelten lieber mit ihm selbst, statt nur nach seinen Trommeln übers Parkett. Aber das sind vergebliche Hoffnungen der Mädchen.



Die Blitze unseres Reporters ärgern Silvana. Sie ergeht sich mit Hubert am Ufer des Rheins. Da taucht unser Berichterstatter auf. „Warum fotografieren Sie mich?“ ruft Silvana wütend. Antwort: „Weil Sie schön sind.“ Hubert lacht und sagt: „Der hat's auch schon gemerkt.“ Damit ist Silvana versöhnt und will ein Bild haben. Welches Mädchen hört schließlich nicht gern Komplimente? Schönsein ist eben „schön“.



Die Röcke fliegen, wenn Erich seine Helga nach „Cuba-Cubana“ über die Tanzfläche wirbelt. Beide arbeiten im selben Büro. Einmal in der Woche gehen sie nach Feierabend nicht nach Haus — sondern zum „Tanzbrunnen“. Dort vergessen sie „des Tages Last und Mühe“, die Nörgeleien des Abteilungsleiters, die neidischen Bemerkungen der Kolleginnen über ihre Freundschaft. Da sind sie unbeschwert fröhlich.



Die Taschen zeigen, daß viele Jungen und Mädels Helga und Erich nachahmen. Sie legen ihre Bürotensilien am Rande der Tanzfläche ab. Am Kölner „Tanzbrunnen“ muß man nämlich keinen Tisch belegen und eine teure Zeche machen. Man braucht nur 30 Pfennig Eintritt zu zahlen und kann nach Herzenslust tanzen. Wenn man mal durstig wird, trinkt man am Kiosk eine Flasche Limonade...

Die Stühle vor dem Orchesterpavillon sind leer, die Scheinwerfer gelöscht, die Fontänen abgestellt. Ob die beiden das nicht merken? Sie haben den ganzen Abend getanzt. Dann setzten sie sich, etwas müde, um Malando und seinen Solisten zu lauschen. In den Pausen erzählten sie sich schließlich, wer sie sind. „Ich heiße ...“ — „Und ich ...“ Und wie alt sie sind. Und wo sie geboren wurden. Und wo

sie arbeiten. Und was sie gern tun ... Und dabei entdeckten sie allmählich, daß sie sich gegenseitig sympathisch sind. „Gehen wir morgen wieder tanzen?“ fragt der junge Mann. „Ja, das heißt ... vielleicht?“ antwortet das Mädchen, und dabei lehnt sie sich langsam, kaum sehr, aber für den Jungen merkbar, an seine Seite. Die Lichter sind erloschen. Gleich legt er den Arm um ihre Schulter ...



Ohne Einsatz kein Spiel

Erzählung von Wolf Dietrich Schnurre

So mit der unangenehmste Besuch, den sich die Mukrowskys seit dieser Sache mit Eppers Spielwarenmagazin nur denken konnten, war der von Kriminalkommissar Löffler gewesen; und ausgerechnet der saß jetzt mit diesem bebrillten Menschen von Assistenten zusammen in ihrer Wohnküche herum.

„n Schnaps?“ fragte Mukrowskij der ältere mürrisch.

„Gott ja — warum nicht.“ Der Kommissar sah gelangweilt an ihm vorbei.

Frau Mukrowskij schlurfte zur Anrichte und holte die Gläser, und Mukrowskij der jüngere goß ein; seine Hand zitterte ein bißchen dabei. „Tja“, sagte sein Bruder, „denn prost, was?“ Er blickte den Kommissar über das hochgehobene Glas weg mißtrauisch an; aber der Kommissar achtete nicht auf ihn, er blinzelte wohlwollend zum Großvater rüber, der mit Heini am Herd saß und so tat, als spielte er mit den Kaninchen.

„Alles, was recht is, Chef.“ Der Kriminalassistent leckte sich schmatzend die Lippen: „Toll schick gemacht ham die sich's hier, seit wir's letzte Mal zu Besuch warn.“

Frau Mukrowskij räusperte sich. „Na ja“, sagte sie, „was hat man denn schon außer seinen vier Wänden, nicht?“ Sie schob die Vase mit den Papierblumen auf den Fleck in



Zeichnungen: Reinhold Meier

der Wachstuchtschlecke und fingerte an ihrem Haarknoten herum.

„Wieviel seid ihr eigentlich?“ fragte der Kommissar.

„Vier“ sagte Mukrowskij der ältere schnell. „Nanu. Und der Großvater?“

„Der rechnet nicht“, sagte Mukrowskij der jüngere. „Noch einen?“

„Immer gieß zu.“

„Schließlich — er nimmt ja auch kaum Platz weg“, sagte Frau Mukrowskij, „so'n alter, schwachsinniger Mann — n ganzen Tag hockt er da bei den Karnickeln.“

„Und nachts?“ fragte der Kriminalassistent. „Was?“ fragte Mukrowskij der ältere.

„Is er eigentlich so blöd oder tut er bloß so?“ fragte der Kommissar.

„Wirklich, Chef.“ Mukrowskij der ältere zog mit eingefallenen Backen an seiner Zigarette, „er taugt schon Jahre nischt mehr.“

„Wie geht's, Opa“, fragte der Kriminalassistent sehr laut.

„Hm, hm — hm, hm“, machte der Großvater und sah, als genierte er sich, auf seine Zebra-socken nieder und gab dann einfältig grinsend der Zippe Rosenohr ein Stück Zeitungspapier zu fressen.

„Großvater geht's gut“, sagte Heini, der neben ihm saß, wütend.

„Was quatscht n eigentlich die Rotznase dazwischen, hm?“ Mukrowskij der ältere zog mißbilligend die Brauen zusammen.

„Hör mal, Häschen“, sagte Frau Mukrowskij zu Heini, „hier mußte hübsch deinen Rand halten, wenn de nicht gefragt bist, haste verstanden?“

„Was ich nie verstehn werde“, sagte der Kommissar und hielt anzüglich das leere Schnapsglas gegen das Licht und kniff ein Auge zusammen und betrachtete es, „warum grade ihr den Bengel habt adoptiern müssen.“

„Also, nu wern Se aber mal nich ulkig, Chef“, sagte Mukrowskij der ältere. „Ihr und 's Sozialamt, ich mein, ihr solltet uns da doch zu allererst dankbar sein, nicht?“

„Richtig“, sagte Mukrowskij der jüngere, so bedächtig er konnte, und goß dem Kriminalkommissar noch einen Schnaps ein. „Außerdem — er wär euch ja doch wieder durch die Lappen gegangen.“

„Und warum?“ Frau Mukrowskij versuchte den Kommissar einen Augenblick lang anzusehen. „Weil er da keine Liebe nich hat.“

„Wie geht's, Heini?“ Der Kommissar stand auf, nahm das Küchenhandtuch vom Haken und wischte Heini die Nase.

„Wirste den Jungen zufrieden lassen!“ kreischte der Großvater und hob drohend seinen Holzlatschen auf.

„Sabber nich, Opa.“ Der Kommissar nahm ihm den Holzlatschen ab und zog ihn ihm über den Fuß. „Soviel steht fest“, sagte er dann und setzte sich wieder, „allein dürft ihr's jetzt nicht mehr rumtapern lassen, das Altchen.“

„Großvater is schlauer als ihr alle zusammen“, sagte Heini.

„Heini, mein Kind“, sagte Frau Mukrowskij, „ich hab dir's schon zimal gesagt: Man hält die Klappe, wenn die Erwachsenen reden.“

„Prost Chef“, sagte Mukrowskij der jüngere und goß dem Kommissar wieder das Glas voll.

Der trank aus und betrachtete seufzend die Decke.

„Was Sie woll'n“, sagte Mukrowskij der ältere mürrisch, „der Bengel, der paßt ja schon dauernd auf den Großvater auf; dafür ham wir'n doch adoptiert, euern Bankert.“

„Siehste, siehste.“ Der Kriminalassistent wischte sich mit den Daumen fröhlich die Brillengläser blank. „Da kommen wir der Sache schon näher.“

„Trotzdem“, sagte der Kommissar, „Heini allein, das is eigentlich n bißchen wenig für Opas Begleitung. Jetzt denk doch bloß mal, was da so alles passiern kann. Sagen wir — nachts.“

„Wann?“ fragte Mukrowskij der jüngere blinzelnd.

„Nachts“, sagte der Kommissar. „Nachts“, sagte Frau Mukrowskij, „schläft der Opa hier auf der Holzbank. Wir lassen extra die Schlafzimmertür auf, da können wir'n genau sehn. Ich guck oft rein, nich Opa?“

„Hm, hm — hm, hm“, machte der Großvater und kraulte die Zippe Rosenohr im Genick. „Na, und denn“, sagte Mukrowskij der jüngere, „is er ja auch viel zu taperig, um abzuhaun. Hab ich recht, Orje?“

„Logisch“, sagte der Bruder. „Und wieso“, fragte der Kriminalassistent“, hat ihn dann neulich um zwö Uhr nachts der Wächter von Karlmann gesehn?“

Mukrowskij der ältere ballte die Faust in der Tasche. „Wen? Unsern Opa?“

„Er trag' n Sack“, sagte der Kommissar, „und is ganz schön forsch ausgeschritten, unser Tapergreis. Dumm bloß, daß der Nachtwächter die Bescherung bei Karlmann, Lebensmittel en gros, erst 'ne Minute später entdeckt hat.“

„Der Einbruch bei Karlmann“, sagte Frau Mukrowskij mit der Stimme einer Grammophonplatte, die einen Sprung hat, „der war in der Nacht vom 4. zum 5., stand in der Zeitung. Da ham wir die ganze Nacht Siebzehnhundvier gespielt. Wenn ihr Opas Alibi wollt?“

„Arg klar, daß wir das lückenlos kriegen.“ Der Kommissar drehte sein Glas zwischen Zeigefinger und Daumen und versuchte, in dem schaukelnden Schnapsrest sein Spiegelbild zu erkennen.

„Los, gieß ihm noch einen zu, Hanne“, sagte Mukrowskij der ältere. „Wie is das“, fragte er dann, „ich denk, der das Ding bei Karl-“

mann gedreht hat, den habt ihr schon längst?“ „ne Finte.“ Der Assistent fuhr sich mit den Daumen hinter die Brillengläser und wischte sie klar. „Arbeitet sich besser, wenn de den Leuten so was erzählt.“

„Na, und dann“, sagte der Kommissar und schloß die Augen und sog mit einem tiefen Atemzug den Schnapsduft ein, „war'n das zweie bei Karlmann, nich einer.“

Er kippte sich mit einer knappen Handgelenkdrehung den Schnaps in den Hals. „Schön“, sagte er, „einer, da is gar nischt gegen zu sagen, der hat ordentlich, wie sich das gehört, mit Handschuhen gearbeitet.“

„Und der andre?“ Mukrowskij der ältere drückte an der Herdkante seine Zigarette aus, er mußte sehr fest auf sie drücken, der Nagel wurde ganz weiß.

„Der andre?“ Der Kommissar seufzte. „Der andre war'n Kind.“

„Nanu“, sagte Frau Mukrowskij und räusperte sich.

„Nicht?“ sagte der Assistent, „komisch?“

„Wie wollt ihr 'n das wissen“ fragte Mukrowskij der jüngere, „habt ihr Abdrücke?“

„n Witz“, sagte der Kommissar. „Wißt ihr, woher?“

„Na?“

„Vom Bonbonbehälter.“

„Ähnlich wie neulich bei der Sache mit Eppers“, sagte der Assistent und goß sich noch einen Schnaps ein.

„Eppers — Eppers —“. Mukrowskij der jüngere legte nichtssagend die Stirn in Falten, „ach so: dieses Spielwarenmagazin. Na, da habt ihr doch sicher auch noch kein Anhaltspunkt, hm?“

„Bis auf die fehlenden Kasperleköpfe“, sagte der Kommissar.

„Also wirklich, Heini“, sagte Frau Mukrowskij, „wenn de weiter nischt zu tun hast, als bloß da an der Karnickelbucht rumzufummeln, denn kannste auch runtergehn und 's Holz fertighacken.“

„Wie is das“, fragte der Kommissar, „spielste eigentlich gern mit Kasperles und so'n Zeug?“

„Hm, hm — hm, hm“, machte der Großvater, der immer noch die Zippe Rosenohr auf dem Schoß hatte, und stieß Heini den Ellenbogen in die Seite.

„Mit Kasperles?“ Heini verzog geringschätzig den Mund; „bin doch nich kindisch.“

„Was hat gefehlt“, fragte Mukrowskij der ältere, „Kasperleköpfe!“

„Ja“, sagte der Kommissar. „Der Wächter war mit 'm Schlagring zusammengewichst, die Kasse geknackt, und zwei Kasperleköpfe fehlten.“

„n Zufall“, sagte Mukrowskij der jüngere heiser. „Schließlich — wer klaut n schon Kasperleköpfe.“

„Ja, wer schon?“, sagte der Kommissar. Er trank seinen Schnaps aus und trat an die Kaninchenbucht. „Nischt für ungut, ihr beiden.“ Er fuhr Heini über den Kopf, nickte dem Großvater zu und ging zur Tür. Der Kriminalassistent goß sich schnell noch einen ein. „Prost, Leute“, sagte er aufgekratzt. Frau Mukrowskij begleitete die beiden über den Flur. „Nett, daß ihr da wart. Laßt euch mal wieder sehn.“

Der Kommissar tippte an seinen Hut. „Gemacht, Frau“, sagte der Assistent. Dann krachte die Wohnungstür zu.

„Unser Opa —!“ Der Kommissar wiegte verträumt den Kopf. „Sozusagen ferngesteuert, die beiden.“

„Und wie“, fragte der Assistent und wischte sich mit den Daumen die Brillengläser blank, „und kriegen wir's jetzt aus ihnen raus?“

„Ruhig mal“, sagte der Kommissar.

Aus Mukrowskys Wohnung drang Lärm und Geschrei. Der Krach war so laut, daß der Kommissar sich mit seinem Dietrich gar nicht mal sonderlich vorzusehen brauchte. Die Tür knarrte ein bißchen. Sie schlossen sie behutsam von innen und schlichen den Korridor entlang. Der Assistent kroch in den Kleiderschrank; der Kommissar trat hinter den Vorhang, wo die Besen hingen.

In der Wohnküche ging es hoch her. Heini heulte, der Großvater tobte, die beiden Mukrowskys schrien, und Frau Mukrowskij ver-

suchte, allerdings ebenfalls schreiend, zu ver-

mitteln.

„Hättste mal besser aufgepaßt!“ schrie Mukrowskij der ältere.

„Hättste! Hättste!“ schrie der Großvater zurück; „konnt' ich wissen, daß er Bonbons klaut!“

„Wo ich doch nie was Süßes krieg!' heulte Heini.

„Da haste was Süßes!“ schrie Mukrowskij der jüngere. Man hörte es klatschen; Heinis Geheul verdoppelte sich.

„Wirste den Jungen in Ruh lassen!“ brüllte der Großvater. Etwas flog an die Tür; der Kommissar tippte, daß es einer von Großvaters Holzlatschen war.

„Warte, du Saustück!“ schrie Mukrowskij der jüngere, der sich gebückt haben mußte. Es rumpelte drin, ein paar Stühle kippten um. „Auauauauau!“ schrie der Großvater.

„Die Karnickel!“ schrie Heini.

„Diebesgesindel, undankbares!“ kreischte Frau Mukrowskij dazwischen, „Mistbolzen, verdammte! Klauigel! Bonbonfresser!“

„Laiengesocks, Stümperpack! Anfänger!“ grölte Mukrowskij der ältere, „Bonbons und Kasperleköpfe, das könnt ihr klauen, aber wenn's mal —.“ Seine Stimme verlor sich in einem Gurgeln.

Der Kommissar seufzte. Er schob sich den Hut aus der Stirn und zog ein paar Handschellen aus der Tasche. „Na denn“, sagte er schlecht gelaunt und kam hinter seiner Gardine hervor.

Der Assistent wischte sich mit dem Daumen die Brillengläser blank und schloß sorgfältig den Schrank hinter sich ab.

Als sie die Küchentür aufmachten, kam mit angelegten Ohren die Zippe Rosenohr rausgefegt.



Da hat das Amt Blank nun eine Broschüre herausgegeben, um das Soldatsein schmackhafter zu machen. Ob es den jungen Menschen schmeckt, wenn sie, was nicht in der Broschüre steht, im Vorfeld für einen Atomkrieg stehen sollen, der in wenigen Stunden nicht nur sie, sondern auch die Zivilbevölkerung vernichtet und Westdeutschland zu einer Atomwüste macht? Wir bezweifeln es. Hoffentlich lesen

sie im Anschluß an die Broschüre auch die Berichte über das NATO-Atommanöver, das vor wenigen Tagen in Westdeutschland stattfand. Die Worte „hart“ und „entbehrungsreich“, die in der Broschüre stehen, bekommen dann einen Klang, der sie mit Entsetzen erfüllen wird. Vielleicht lesen sie auch die Zeitungsnotiz, nach der Graf Baudissin, einer der Idealisten im Stabe Blank, abgeschoben wurde.

Das Bildnis des

Menschen



Rouault geb. 1871

Eine zufriedene Familie — denken wir vor dem Gemälde des Holländers Aert de Gelder, das auf der Ausstellung der Ruhrfestspiele in Recklinghausen gezeigt wird. Eine strahlende, wohlhabende Mutter, der vergnügte Alte und das etwas modisch aufgeputzte, quicklebendige Kind! Eine gemütliche Atmosphäre, eingetaucht in das Hell-Dunkel des 17. Jahrhunderts. Natürlich können wir uns diese Bürgersfamilie gut vorstellen. Und dann lesen wir den Titel: „Heilige Familie“... Also Maria mit dem Kind und Joseph? Mit einem Male merken wir, was im Künstler vorgegangen sein muß: Der Rembrandtschüler de Gelder hat die biblische Szene in sein Milieu übertragen, so wie es sein Meister schon wiederholt unternommen hatte. Wer möchte es mit Sicherheit sagen, wie es im Stall zu Bethlehem wirklich ausgesehen hat? Nun, der Künstler hat sich jedenfalls die Freiheit genommen, das Familien-

von allein spricht. Da sind noch zwei Madonnen der Renaissancekünstler Raffael und Gossaert; beide Maler idealisieren Mutter und Christuskind, geben regelmäßige, edle Gesichtszüge. Warum sollten wir uns „Unsere liebe Frau“ nicht mal so vorstellen, nach dem Bild der Menschen um 1500, wurden doch die Patrizierinnen der damaligen Zeit (man vergleiche das „Porträt der Margarete Colleoni“ von Bernardino di Conti und die „Dame im Profil“ von Fra Filippo Lippi) nicht anders gesehen und gemalt. In diese Gruppe gehört noch Johann Friedrich Overbecks „Selbstbildnis mit Familie“. Welch romantischer Zug liegt in diesem Bild! Wie mögen diese drei Menschen wirklich ausgesehen haben? Aber was heißt schon Wirklichkeit. Es gehört einmal der Dargestellte dazu, der sich nicht nur äußerlich, im Schein des sich wandelnden Lichtes, ändert, sondern sich auch innerlich

Klassizismus (Ingres „Heldenszene“) wieder auf und in unseren Tagen (Picasso „Drei Badende“). Die Plastizität wird im Nebeneinander einer Zeichnung des Renaissance-malers Pellegrino (Männerkopf) und einer Plastik von ebenso gewaltigem Wurf (Heiliger „Bürgermeister Ernst Reuter“) deutlich, das Problem Körper und Raum in den Gemälden „Die Königin von Saba vor Salomon“ (Konrad Witz, 1400—1446), „Eine Verlobung“ (Veronesisch, um 1470) und Oskar Schlemmers „Fünf Männer im Raum“.

Die Technik der Radierung: bei Rembrandt, van Gogh und Corinth.

„Demokratisierung“ der Bildinhalte: Von den antiken Göttern über die mittelalterlichen Heiligen, die Fürsten und Herzöge (Croyteppich von 1554), Reichen und Bürger zum



Romanisch um 800



Moore geb. 1898



Hofmann 1878—1955



Lippi 1406—1469

glück der „Heiligen Familie“ zum Vorwand für eine Malerei zu nehmen, vielleicht, wahrscheinlich haben ihm auch irgendwelche Bekannte Modell gestanden — und so wurde ein sprechendes Kunstwerk daraus. In Recklinghausen hängt neben diesem Bild ein Familienporträt des heute 86jährigen Emil Nolde. Der Katalog nennt uns auch den Namen der Dargestellten: Bonnischen. Die Kenntnis

nichts stets gleichbleibt. Wem wird er sein „wahres Gesicht“ zeigen? Und der Künstler gehört dazu, der „durch sein Temperament“ sieht, mit seinen Augen, oft auch mit den Augen seiner Zeit. Trotz dieses beweglichen Kräftespiels erhalten wir über das gute Gemälde, über die Plastik oder die Graphik eine bestimmte, meist wohl zutreffende Vorstellung vom Menschen und seiner Zeit. Die vorbildliche Ausstellungsmethode der Ruhrfestspiele macht uns die Deutung leichter. Aus den Gesichtern, der Haltung — und sei es nur eine Rückenansicht wie auf der Rötzelzeichnung des Rokokomalers Lancret —, der Themenwahl, der Komposition lesen wir die jeweilige Zeit ab, angefangen von den griechischen Vasenmalereien einer „klassischen“ Zeit bis zum zerbrochenen kubistischen Gesicht eines Picasso, des Sohnes unseres zerrissenen Jahrhunderts, bis zu den „gesichtslosen“ Figuren eines Oskar

Arbeiter, vertreten durch das großartige Monument des Lastträgers von Meunier.

Thematisch: Krieg (Goyas „Der Weg ins Ungewisse“ aus „Desastros de la Guerra“) und Ausbeutung (Kollwitz „Weberaufstand“), beides Geißeln der Menschheit. — Der Künstler: Otto Dix, Käthe Kollwitz, Paula Modersohn-Becker, Rembrandt, Purrmann. — Die Frau: von Cranach und Rubens bis Toulouse-Lautrec, Beckmann und Picasso. — Der Heilige: In Italien gemalt (Giovanni di Paolo „Aus der Legende einer Heiligen“, 15. Jahrhundert), in Westfalen (Meister von Liesborn „Hl. König und Hl. Joseph“, 15. Jahrh.) und in Rußland (Ikonen).

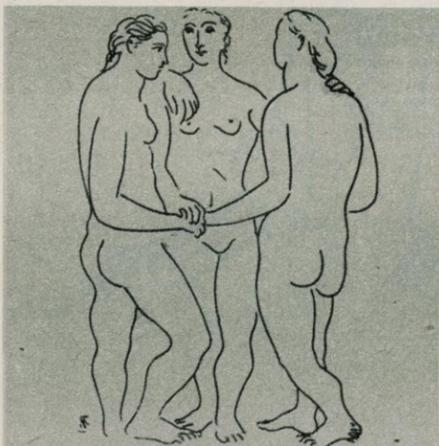
Die Ausstellung fordert das Publikum zur Toleranz auf. Die modern eingestellten Besucher werden gegenüber der Vergangenheit



Hodler 1853—1918



Griechisch 480 v. Chr.



Picasso geb. 1881



Ingres 1780—1867

Schlemmer oder Henry Moore, Künstler unseres uniformen Zeitalters.

Auf der mit viel Liebe und musischem Empfinden zusammengefügte Schau lassen sich mannigfaltige Vergleiche soziologischer, thematischer, stilistischer, technischer Art anstellen. Kreuz und quer bahnen sich Beziehungen an; die aufzudecken sehr reizvoll sind. Einige seien hier kurz aufgezeigt.

Natur und Kunst: Am Anfang der Neuzeit steht die naturgetreue Wiedergabe des Stofflichen (Haut, Haar, Tuch, Metall, Holz usw.). Beispiele: Massys, Tizian, Rubens — am Ende der Verzicht auf Illusion (Olfarbe bleibt Malmittel: Kokoschka, Nolde, Purrmann).

Stilelemente: Die Linienführung der Antike (attisches Salbgefäß, 480 v. Chr.) lebt im



versöhnlicher, und jene, die bisher nur auf die „alten Meister“ geschworen haben, werden auch den zeitgenössischen Künstlern ihr Recht geben. Wessen Bild des Menschen ist das wahrste? Der griechische Vasenmaler vor 2000 Jahren, der Bildschnitzer im Mittelalter, der Renaissanceporträtist und der Maler der erregenden Bunkerszenen aus dem zweiten Weltkrieg — sie alle suchen ein Stück Welt.

Günther Ott

links: Corinth 1858—1925

des Namens bringt uns aber um keinen Schritt weiter. Übrig bleibt auch hier allein die Malerei. Das „Bild des Menschen“ tritt uns entgegen, wie es vor wenigen Jahrzehnten war — und vor 300 Jahren. Durch die geschickte Gegenüberstellung von Werken verschiedener Meister kommen Gemeinsamkeiten und Unterschiede trefflich zum Vorschein, so daß hier die bildende Kunst zu uns gleichsam

Liebe Freunde! Eben sitze ich in einem Gartenlokal vor den Toren Kölns und brüte ein wenig darüber, welches meiner kleinen Erlebnisse der letzten 14 Tage wohl für euch von Interesse sein könnte, da habe ich ein ganz neues: Am Nebentisch sitzt ein kleiner Junge — wohl vier oder fünf Jahre alt — und löffelt begeistert sein Eis. Um ihn herum Mama, Papa, Tante und Onkel. Plötzlich beginnt der kleine Junge auf seinem Stuhl herumzuraschen. Die Situation ist klar. Mama verschwindet mit ihm in Richtung „stilles Örtchen“. Doch sie kehren schneller zurück, als das „Geschäft“ es normalerweise zuläßt. Der junge Mann stelzt mit merkwürdig steifen Beinen daher, und Mama will sich vor Lachen ausschütten. Die Situation ist noch klarer: Die Zeit war zu knapp kalkuliert, um im entscheidenden Moment das etwas komplizierte Trägerhöschen noch lösen zu können. Da ist es eben passiert.



Mach einer was dagegen. Und nun stimmen Papa, Onkel und Tante mit in das Gelächter der Mama ein. Auch die übrigen Gäste erkennen das Unglück und beteiligen sich an der Heiterkeit. Der Junge bekommt einen feuerroten Kopf. Schließlich führt Mama den kleinen Mann auf eine Wiese gegenüber dem Lokal und „bereinigt“ dort die Geschichte. Die Gäste treten an den Zaun und beobachten interessiert diesen Vorgang. Da wirft sich der Kleine schließlich ins Gras und heult. Wozu diese lange Geschichte? Ich frage mich nämlich, ob Erwachsene denn nie begreifen werden, daß auch Kinder ein Schamgefühl besitzen. Ob sie nicht lernen wollen, daß man Kinder auf keinen Fall dem Spott der Umgebung aussetzen darf?
Thomas

Er lügt

Aus Frankfurt a. M. schreibt uns Paula V.: „Willy ist sonst ein anständiger Junge. Wir wollen vielleicht im nächsten Jahr heiraten. Er spart auch fleißig dafür. Nur eine unangenehme Eigenschaft habe ich bei Willy bemerkt: Er schwindelt oft. Wenn er irgend etwas gemacht hat, von dem er glaubt, daß es mir nicht gefallen könnte, dann erzählt er mir einfach eine »Geschichte«. Manchmal lügt er auch, wenn nicht der geringste »Anlaß« dazu besteht. Er sagt einfach was daher, was gar nicht stimmt und was auch gar nicht stimmen kann.“

● Er scheint ein phantasievoller Mensch zu sein, dein Willy. Nein, nein: Ich meine das ganz ernst. Daß er — gelegentlich eine Art „Seemannsgarn“ spinnt, deutet darauf hin. Ich glaube, bei den Fachleuten gibt es einen Begriff „Phantasielüge“, und sie wird zu den harmlosen Arten gerechnet. Bedenklicher scheint mir, daß er auch die Unwahrheit sagt, wenn er glaubt, nicht ganz korrekt gehandelt zu haben. Das würde ich nicht durchgehen lassen. Wenn du ihn „überführen“ kannst, dann mach ihm klar, daß die Lüge verwerflicher sei als die eigentliche „Tat“ — denn ich nehme an, es handelt sich nur um Kleinigkeiten. Du mußt versuchen, ihn auf diesem Gebiet zu erziehen. Vor allem mache es ihm durch deine Reaktion nicht schwer, kleine Unkorrektheiten zu gestehen.

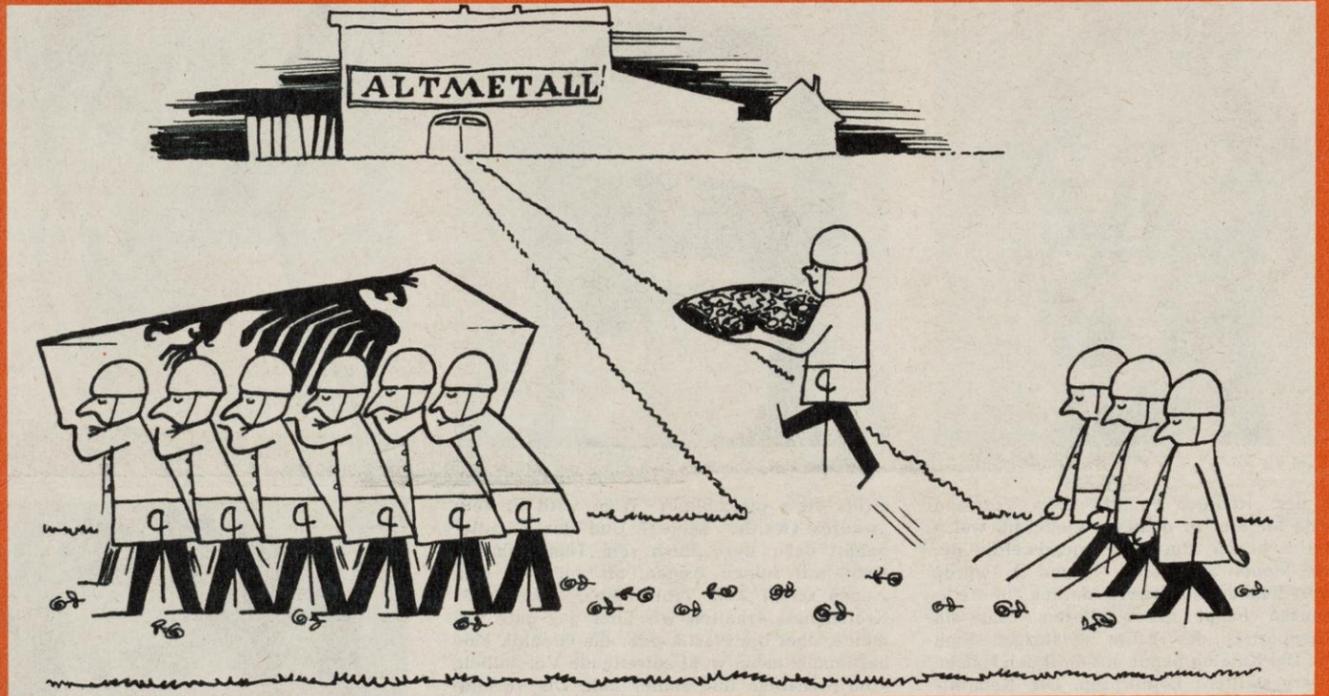
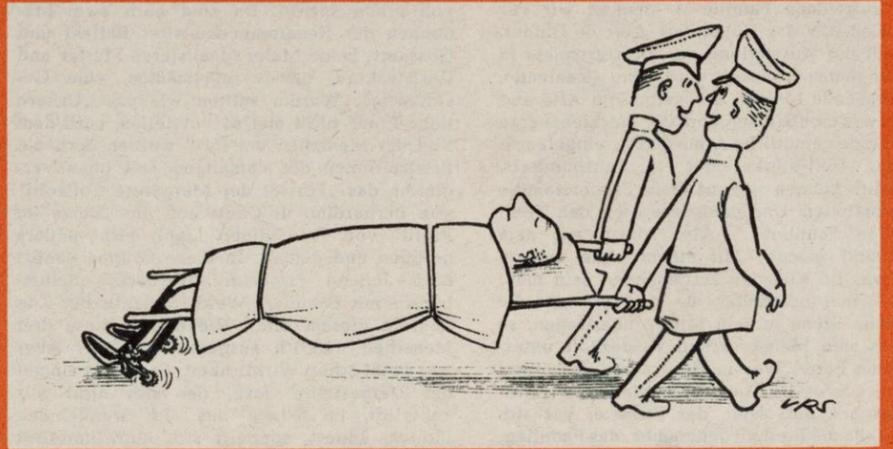
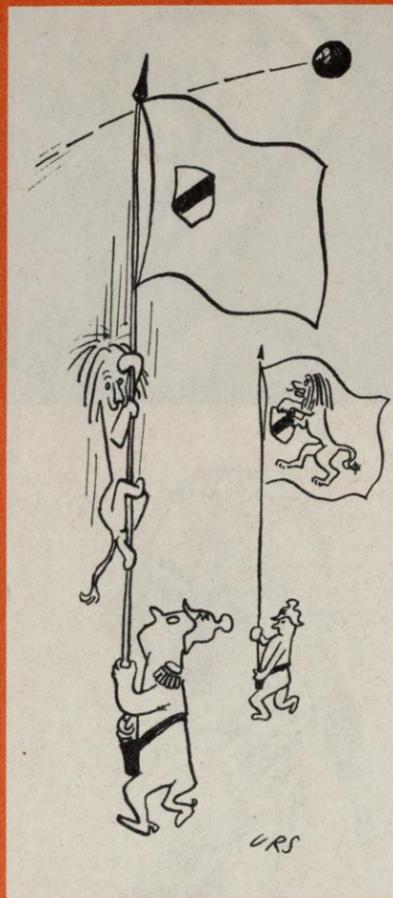
Möglichst nicht

Karl-Heinz Meyer aus Hamburg schreibt uns: „Deine Meinung über die Motorräder hat mich sehr gefreut. Ich möchte so gern eins haben. Meine Eltern lassen mir von meinem Lohn monatlich 45 DM. Ich habe ausgerechnet, daß ich mit einigen Überstunden dazu die Raten bezahlen könnte. Sollte ich meinem Wunsch nicht nachkommen?“

● Möglichst nicht. Ich kann es dir einfach nicht empfehlen, wenn du mich so direkt danach fragst. So begeistert bin ich nämlich gar nicht über die Motorräder. Meine Meinung war die, daß kein Mensch ein Recht hat, sich moralisch zu entrüsten, wenn heutzutage ein anderer junger Mensch sich unter Zurückstellung anderer Bedürfnisse ein Motorrad zulegen will. Deswegen brauche ich es im Einzelfalle nicht unbedingt zu begrüßen, wenn er es tut, schon gar nicht, wenn er dafür noch Überstunden schinden muß.

Unser Plan

● Ja, ich kann es nicht verheimlichen: Es haben noch immer längst nicht alle Freunde, die eine Spende angekündigt haben, auch bezahlt. Vielleicht klappt es jetzt nach dem 1. besser! Für alle Freunde, die noch nicht wissen, worum es geht: „Aufwärts“ holt in einigen Wochen einen jungen Araber aus den ärmsten Schichten Nordafrikas nach Köln, um ihm eine technische Ausbildung zu finanzieren.



Mitgerissen

Fortsetzung von Seite 3

Piscitello nach fast dreißigjährigen treuen Diensten wegen seiner Parteizugehörigkeit aus dem Amt, und auch Giovanni kommt zu allem Unglück nicht mehr aus dem Felde nach Hause zurück. Sein Vorgesetzter aber, der ihn in die Partei hineinmanövrierte, hat sich bei den neuen Machthabern rasch wieder lieb Kind gemacht und schwimmt mit gesinnungstüchtiger Wendigkeit längst wieder obenauf.

„2000 Lire kostet sie nur?“ fragt ein Trophäen einkaufender amerikanischer Soldat zum Schluß, indem er auf Piscitellos abgelegte Parteiform deutet. „Mich hat sie viel mehr gekostet“, murmelt der zweifach geschlagene Piscitello bitter vor sich hin und schleicht still davon.

Wie es bereits mehrfach im italienischen Film so trefflich geschah, hat auch Regisseur Zampa mit der Parteipassion des Stadtschreibers Piscitello die „großen“ und harten Zeiten der faschistischen Diktatur aus dem Blickwinkel des kleinen Mannes noch einmal warnend aufgeblendet. Der Widerhall der lauten historischen Ereignisse wird im stillen Alltagsleben — am Einzelschicksal — wie in der breiten Öffentlichkeit — am Massenmenschen — anschaulich deutlich gemacht. Die heute geradezu Lächeln, aber auch Grauen erregenden Origin-

nal-Visagen der „historischen Persönlichkeiten“ und die vielen schäbigen menschlichen Gespenster in ihrem Gefolge leben dabei nochmals auf. Da sind sie alle wieder: die brutalen Fanatiker, die töricht Gläubigen, die wild Hysterischen, die Spitzel, Maulhelden, Drückeberger und — die aalglatt Wendigen.

Vielleicht hat der Film durch die Fülle des eindrucksvollen, geschickt eingeblandeten Wochenschaumaterials an italienischem Kolorit einiges verloren. Mittelpunkt dieses sehenswerten, mahnenden Zeitdokuments aber bleibt das tragische Schicksal des kleinen Mannes, der bei bänglichem Verzagen in „schwierigen Zeiten“ mitgerissen wird in Schuld und Verderben.

Gobo